Lösungen.

Aufgabe Nr. 97. (G. D. Fonda in Wien.)

1. Ta5—e5 Sc2—d4 oder b4
2. Lb6—c7† Kd6—c5:
3. Sf4—d3 resp. e6‡.

1. . . . e7—e6 oder beliebig
2. Te5—e6† Kd6—e5: oder e7
3. Te6—e6(:)‡.

Richtig angegeben von K. W. Winkler in Neudnitz, Fr. Ed. Wegwitz in Wertlitzsch („hübsch"), Leitzmann in Neuß, E. Neumann in Wettin.

Aufgabe Nr. 98. (Dr. A. Decker in Molschleben.)

1. Sg5—e4 f5—e4:
2. Te4—e3: Kd5—e5:
3. Te3—c5‡.

1. . . . beliebig anders
2. Se4—c3(:)(†) und
2. Te4—c5‡.

Richtig angegeben von K. W. Winkler, Fr. Ed. Wegwitz, E. Neumann.

1. Sg5—e6 c3—c2 2. e3—e4†, was ein geschätzter Korrespondent angiebt, führt bei 2. . . Kd5—e5: nicht zum Ziele.

Aufgabe Nr. 99. (K. W. Winkler in Neudnitz.)

1. Dc7—h7 Ka1—a2
2. Dh7—b1† Ka2—a3

Nimmt Schwarz, so setzt er schon matt.

3. Db1—a1† Tb2—a2
4. Sa4—b2 Ta2—a1‡.

Richtig angegeben von Fr. Ed. Wegwitz, Leitzmann.

Endspiel Nr. 3. (Studie von B. Horwitz in London.)

1. d7—d8D†† Ke7—d8:
2. Tf2—f8† Th8—f8:
3. Le6—f7 d3—d2†
4. Ke1—e2! d4—d3†
5. Ke2—d1

Schwarz kann nun noch die Bauern opfern, alsdann aber tritt Zugzwang ein: Turm oder König muß ziehen, und ersterer geht verloren, — letzterer hinterher selbstverständlich ebenfalls.

Die von einer Seite angegebene Spielweise 2. Ta7—a8† Kd8—e7 3. Tf2—f7† Ke7—e6: 4. Ta8—f8: hat wegen Th8—h2 nebst Th2—a2 nur Remis zur Folge, welches Weiß durch ewig Schach herbeizuführen genöthigt ist.

Mittheilungen aus der Schachwelt.

Zum **Hamburger Problemturnier** sind 39 Sendungen eingelaufen. Das Schiedsrichteramt besetzt, nachdem ein Herr zurückgetreten ist, jetzt aus den Herren Kürschner-Nürnberg und Krüsemann-Bremen; Ohmann für streitige Fälle ist Hr. Dr. Bauersdorfer-München. Das Urtheil soll während des Kongresses, am 20. Juli, proklamirt werden.

Das Zustandekommen eines **bayerischen Schachbundes** ist laut offizieller Mittheilung des Münchener Schachklubs gesichert. Im Laufe dieses Sommers wird in München eine Delegirtenversammlung tagen, welche einen provisorischen Ausschuß, bis zu dem 1. Bundeskongreß in München, wählt. Zweck des Bundes ist die Veranstaltung von Turnieren in bayerischen Städten. („Tgl. Rdsch.")

Die von dem verstorbenen **R. Franz** in Berlin hinterlassene Schach-**bibliothek** ist in den Besitz der Firma Albert Cohn daselbst (antiquar. Bücherverlag) übergegangen, welche einen Katalog der Bibliothek zusammengestellt und soeben der Oeffentlichkeit übergeben hat. Derselbe weist 1057 Nummern auf, darunter 24 werthvolle Handschriften. Wir sehen hier das Produkt eines 40jährigen ununterbrochnen Sammelfleißes vor uns. Von den neueren Schachwerken fehlt da wohl nicht ein einziges, und auch von den älteren und ältesten wird der Kenner nur wenige vermissen. Voraussichtlich ist dem Katalog eine kurze Biographie des Verstorbenen nebst Erläuterung der Sammlung und deren einzelner Abschnitte.

Briefkasten.

(Zuschriften zu richten an E. Schallopp, Steglitz bei Berlin.)

Wettin (E. N.) Zu Aufgabe Nr. 93 scheitert (nachdem La1 entfernt ist, vergl. Berichtigung in Nr. 15) 1. Da6—c8 Lh7—g6: 2. Tf3—d3 an a2—a1D (L). Aufgabe Nr. 96 läßt nur die in Nr. 18 publizirte Lösung zu; Ihr Versuch 1. To4—c5: ist eine starke Verführung, die indeß durch den Gegenzug Ke5—d4 widerlegt wird.

Räthsel.

(Nachdruck verboten.)

Charaden.

I.

(Vierfilbig.)

Von Paul K. in Schmiedeberg.

Gar stolz bis in die Wolken ragen
In hehrer Würde Eins und Zwei,
Von ferne sie dem Fremdling sagen,
Daß hier die deutsche Grenze sei.

Wittß Dreh und Vier du schnell erfassen,
Such' ihn im Feld, in Flur und Wald;
Manch' Leben muß vor ihm erblassen,
Wenn's Hifthorn laut zur Jagd erschallt.

Das Ganze, leicht kann man's errathen,
Ist eines großen Mannes Lied,
Singt über eines Jünglings Thaten,
Der Einsamkeit und Ruhe flieht.

II.

(Zweisilbig.)

Von L. W. in Hagen.

Es giebt ein spitzes Instrument,
Das Jeder hat und Jeder kennt,
Schlägt manchem schwere Wunden,
Sie bluten nicht, doch macht der Schmerz —
Entsetzlich oft für's arme Herz —
Recht schwere böse Stunden.

Das Instrument, urewig alt,
Hat stets die nämliche Gestalt,
Blank ist's und kann nicht rosten;
Es hat Kultur und Wissenschaft
Getragen oft mit Muth und Kraft
Gen Süden, Nord' und Osten.

Es ruhet sanft, es ruhet gut
In einer Scheide, roth wie Blut;
Ein Regiment Soldaten,
Die halten immer vor ihm Wacht;
Doch manchmal hat es seine Macht,
Und dann ist es mißrathen.

Logogryph.

Von R. A. in Halle.

Mit ihm nur hört, sieht, fühlt und schmeckt
Und riecht die Kreatur,
Beim Menschen aber wards geweckt
Zu höherer Kultur;
Da leistet es im Reden viel,
In Tönen mancherlei
Und dient dem Interessenspiel
Von jeglicher Partei.

Fünf Glieder hat's, das selbst ein Glied,
Doch wandelt eins man um,
Dann pfeift es gar ein wildes Lied,
Macht uns vor Schrecken stumm;
Dann giebt's kein liebliches Getön,
Nur grausiges Getos
Und Unheil läßt es rings entstehn,
Bricht ungestüm es los.

Silbenräthsel.

Von stud. Eugen Sch—l.

Aus den nachstehenden Silben sind 35 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten resp. von unten nach oben gelesen eine Aufforderung ergeben:

a, a, a, e, e, e, i, i, o, o, u, ü, eu, eu, au, bel, sur, king, ka, ath, il, nau, li, hum, re, ka, lis, pla, for, na, glob, grant, gen, re, ber, vo, bek, panz, ton, kend, nen, ragd, ka, ot, glau, lynth, nan, go, ge, se, di, ni, no, ter, gä, na, bu, den, hab, mor, sma, va, tasch, tu, me, de, gu, rac, min, li, le, ra, ti, ka, be, mo, dad, lon, gä, me, on, gu, ni, mi, ter, ge, fen, ni, na, me, um, te, re, gä, re, re, no, re, al, jau, ehau, van, now, law, bil.

1. Erdkarte, 2. Glücksgöttin, 3. Dummkopf, 4. Romantiker, 5. Feldmesser, 6. Nachtmusik, 7. turkest. Stadt, 8. männl. Name, 9. centralamerikan. Staat, 10. posenche Stadt, 11. Edelstein, 12. Frist, 13. sächs. Stadt, 14. Auswanderer, 15. Seefisch, 16. türk. Stadt, 17. schwärmerische Sekte, 18. böses Weib, 19. frohe Nachricht, 20. Prophet, 21. Düngemittel, 22. Widerruf, 23. Abtretung, 24. chines. Stadt, 25. altest. männl. Name, 26. Richter, 27. jüd. weibl. Name, 28. Riese, 29. hannöv. Bergstadt, 30. Gewohnheit, 31. Unterhaltungslektüre, 32. Schreibzimmer, 33. Furien, 34. altest. Gastwirthin, 35. Göttin der Erde.

Arithmogryph.

Von Agnes S. in Gutenberg.

```
                1
              9 2 7          Buchstabe,
            10 9 3 11 8      Umstandswort,
         11 8 3 4 12 13 11   franz. Fluß,
      15 9 17 11 5 9 5 4 8   Mundsänger,
   1 2 3 4 5 6 7 2 8 6 7     franz. Departement,
   16 3 12 12 7 15 13 17 12  christl. Fest,
      1 2 8 2 2 8 10         Gewürzpflanze,
            6 3 8 4 13       Dichter,
              13 6 7         ital. Stadt,
                  7          Wissenstheil,
                             Buchstabe.
```

Die Diagonalen ergeben dasselbe Wort.

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer.

Des Homonyms: Wehr.

Des Steigerräthsels: Kamm (Positiv), Kammer (Komparativ), Kämmerer (Superlativ).

Des Silbenräthsels: Gutzkow, Asmodi, Boabdil, Elisabeth, Levante, Samiel, Bileam, Equilibrist, Rosoglio, Giebel, Excellenz, Rosine (Gabelsberger — Wilhelm Stolze).

Die ersten richtigen Auflösungen der letzten Räthsel sandten ein: Gebr. W., Ernst Ac—, P. R. R. R., Familie Krg., Paul H—e, Herm. Mische., Frau Klara H—, Oskar K—, Marie Krtg., W. Lohm., sämmtlich in Halle; ferner: Kanzlist Hugo F. in Kemberg, Aug. Lig. in Teutschenthal, Lehrer Br. M. in Mücheln, P. Sch. in Köglitz, Hermann L. in Könnern, Lehrer M. in Wolperstedhausen, Leo B. in Dresden.

Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: Dr. A. Vorst in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 20. Halle a. d. S., Sonntag 24. Mai. 1885.

Inhalt: Reiseskizzen. II. Hamburg. — Aus dem Waldleben. Geldsorgen. — Land- und Hauswirthschaft: Die Viehzucht im Königreich Belgien. II. Wie schützt man sich gegen die schädlichen Folgen der Anwendung des Chlors beim Waschen und Bleichen? — Feuilleton: Goethe in Karlsbad. — Literatur und Kunst. — Schach. — Räthsel.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Reiseskizzen.

II. Hamburg.

Eine vierstündige Eisenbahnfahrt bringt uns von Kiel über Neumünster, den reizlosesten Theil Holsteins durchschneidend, nach Altona, dessen Bahnhof mit dem Berliner in Hamburg durch eine Verbindungsbahn zusammenhängt, die durch mehrere Anhaltestellen ein Aussteigen an verschiedenen Punkten gestattet. Benutzen wir den schönen, zwischen herrlichen Gartenanlagen befindlichen Dammthorbahnhof, so erreichen wir in zehn Minuten das reizende Becken der Binnen-Alster, an dessen Südseite, auf dem Alten Jungfernstieg, sich die bedeutendsten und prachtvollsten Gasthäuser befinden, welche von einem internationalen Publikum frequentirt werden. Schiffskapitäne, reiche „Ueberseeer", wie man die in fremden Welttheilen wohnenden Kaufleute nennt, blasirte Engländer, quecksilberne Franzosen, steife Spanier, phlegmatische Hamburger, reiche Grundbesitzer aus Mecklenburg und Holstein, und Vergnügungsreisende jeden Alters, Geschlechts, Standes und Landes drängen sich hier in buntem Gemisch, sich der prachtvollen Aussicht auf die blauen Fluthen der Alster und die menschenbelebten Straßen ebenso erfreuend wie des sie umgebenden großartigen Luxus und Komforts, den sie freilich nachher auch theuer genug bezahlen müssen. Allerdings darf man dabei nicht unberücksichtigt lassen, daß der Jungfernstieg mit seinen angrenzenden Straßen den Mittelpunkt und den vornehmsten, aber auch kostspieligsten Theil von Hamburg bildet, in welchem der Werth des Bodens, die Miethe der Läden eine so enorme Höhe erreicht haben, daß der hier verkehrende und kaufende Theil der Hamburger ganz exorbitante Preise zahlen muß für Dinge, die man an anderen Stellen bei richtiger Kenntniß der Quellen um 50 Proz. billiger erhalten kann. Das gilt für alles, für Geschäfte und Gasthäuser wie für Restaurants, sodaß man schon ganz in der Nähe bei Moser am Rathhausmarkte erheblich billiger logiren kann, noch weniger im Baierischen Hof oder bei Weidenhammer, und bei Beutler (Restaurant und Logirhaus in der Spaldingstraße, welche den Lübecker mit dem Berliner Bahnhofe verbindet) gar nur 1,50 M. zahlt für ein vortreffliches Zimmer mit allem Zubehör — ein hier in der That doch außerordentlich niedriger Preis, welchem der für Speisen und Getränke entspricht. Am schönsten und bequemsten wohnt man natürlich immer am Jungfernstieg, wo der im Renaissance-Stil errichtete, kolossale Prachtbau des Hamburger Hofes neuerdings besondere Anziehungskraft ausübt, in welchem auch zahlreiche Hochzeiten u. dgl. gefeiert werden. Im übrigen freilich bevorzugen die Hamburger selbst Streits Gasthof, theils wegen der vortrefflichen Küche, theils wegen der Gesellschaft, welche dort täglich um 5 Uhr zu speisen pflegt. Den Vorsitz unter diesen Stammgästen, vorwiegend Kaufleute mit weltumfassenden Handels-Beziehungen, führt der Geheime Admiralitätsrath Prof. Dr. Neumayer, ein greiser Herr von ebenso seltener Liebenswürdigkeit als Gelehrsamkeit, der gerne, wenn man ihn darum bittet, auch aus seinem buntbewegten Leben mancherlei Interessantes erzählt. Als mittelloser Doktor ward er Schiffsjunge, um Gelegenheit zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf den Weltmeeren zu finden, die er jahrelang, zuletzt als Steuermann, befuhr. Unter unsäglichen Anstrengungen und vielen Gefahren, deren größte ein blutiger Kampf mit der, aus Gier nach der reichen Ladung plötzlich revoltirenden Mannschaft war, legte er den Grund zu seinem Weltrufe. Dabei ist er keineswegs einseitig geworden, sondern darf mit Recht von sich sagen: „nihil humani a me alienum puto" sodaß seine Unterhaltung äußerst anziehend ist. Alle geographischen oder Naturforscher und Reisenden von Fach suchen ihn stets auf und sind dann zur Speisestunde hier in seiner Gesellschaft zu treffen, wie andererseits auch Herren von der Admiralität oder hervorragende hamburger Kapitäne. Die letzteren beiden harmoniren freilich nicht sehr, da die Hamburger, stolz auf ihre alte Bedeutung zur See, unsere junge Marine bisher mit hochmüthiger Geringschätzung zu betrachten

Goethe in Karlsbad.

In einer kleinen fröhlichen Abendgesellschaft erzählte Goethe im Jahre 1816 folgende Anekdote aus seinem Aufenthalt in Karlsbad: „In meiner Art, auf und ab zu wandeln, war ich seit einigen Tagen an einem alten Mann von etwa 78 bis 80 Jahren häufig vorübergegangen, der, auf sein Rohr mit goldenem Knopfe gestützt, dieselbe Straße zog, kommend und gehend. Ich erfuhr, es sei ein vormaliger hochverdienter österreichischer General aus einem alten, sehr vornehmen Geschlechte. Einige Male hatte ich bemerkt, daß der Alte mich scharf anblickte, auch wohl, wenn ich vorüber war, stehen blieb und mir nachschaute. Indeß war mir das nicht auffallend, weil mir dergleichen wohl schon begegnet ist. Nun aber trat ich einmal auf einem Spaziergange etwas zur Seite, um, ich weiß nicht was, genauer anzusehen. Da kam der Alte freundlich auf mich zu, entblößte das Haupt ein wenig, was ich natürlich anständig erwiderte, und redete mich folgendermaßen an: „Nicht wahr, Sie nennen sich Herr Goethe?" — „Schon recht." — „Aus Weimar?" — „Schon recht." — „Nicht wahr, Sie haben Bücher geschrieben?" — „O ja". — „Und Verse gemacht?" — „Auch." — „Es soll schön sein." — „Hm!" — „Haben Sie denn viel geschrieben?" — „Hm! es mag so angehen." — „Ist das Versemachen schwer?" — „So, so." — „Es kommt wohl halt auf die Laune an, ob man gut gegessen und getrunken hat, nicht wahr?" — „Es ist mir fast so vorgekommen." — „Na, schau'ns, da sollten Sie nicht in Weimar sitzen bleiben, sondern halt nach Wien kommen." — „Hab' auch schon daran gedacht." — „Na, schaun's, in Wien ist's gut, es wird gut gegessen und getrunken." — „Hm!" — „Und man hält was auf solche Leute, die Verse machen können." — „Hm!" — „Ja, dergleichen Leute finden wohl gar, — wenn's sich gut halten, schaun's, und zu leben wissen — in den ersten und vornehmsten Häusern Aufnahme." — „Hm!" — „Kommen's nur, melden's sich bei mir; ich habe Bekanntschaft, Verwandtschaft, Einfluß; schreiben's nur: Goethe aus Weimar, bekannt von Karlsbad her. Das Letzte ist nothwendig zu meiner Erinnerung, weil ich halt viel im Kopf hab'." — „Werde nicht verfehlen." — „Aber, sagen's mir doch, was haben's denn geschrieben?" — „Mancherlei, von Adam bis Napoleon, vom Ararat bis zum Blocksberg, von der Ceder bis zum Bromberstrauch." — „Es soll alles so berühmt sein?" — „Hm! leidlich." — „Schade, daß ich nichts von Ihnen gelesen und auch früher nichts von Ihnen gehört habe. Sind schon nun verbesserte Auflagen von Ihren Schriften erschienen?" — „O ja, wohl auch." — „Und es werden noch mehr erscheinen?" — „Das wollen wir hoffen." — „Ja, schaun's, da kauf ich Ihre Werke nicht. Ich kaufe nur halt Ausgaben der letzten Hand; sonst hat man immer Aerger, ein schlechtes Buch zu besitzen, oder man muß dasselbe Buch zum zweiten male kaufen. Darum warte ich, um sicher zu gehen, immer den Tod der Autoren ab, ehe ich ihre

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18850524064/fragment/page=0001

pflegten, welche bei ihren vielerprobten Kapitänen noch genährt wurde durch die mancherlei Unglücksfälle unserer Kriegsflotte, die man deren verkehrter, angeblich viel zu sehr nach militärischem Drillsystem verfahrender Oberleitung zur Last legte. Erst die jüngste Zeit hat den Hamburgern gezeigt, was unsere Marine zu leisten vermag, was sie für ihren Welthandel bedeutet, und sie durch diese praktische Demonstration ihres pekuniären Nutzens wenigstens theilweise von ihren alten Vorurtheilen bekehrt.

Ein ganz anderes Publikum, nämlich die aristokratische Sportswelt Europas, versammelt sich endlich hier zur Zeit der Rennen auf dem Horner Moore, oder des berühmten Norddeutschen Derby, dessen Höhepunkt ein großes Diner bildet, bei welchem der Champagner in Strömen fließt. Daß man dann zu späterer Stunde auch anderen Vergnügungen huldigt, versteht sich in Hamburg von selbst, und leider steht darin obenan das Hazard. Früher fand sich dazu ein berüchtigter Spieler aus Berlin mit eigenem Roulette 2c. ein, der ähnliche Gelegenheiten stets aufsuchte, bis ihm die Polizei das Handwerk gelegt hat; jetzt konzentrirt sich die Sache auf den bekannten Millionenklub, in dessen prächtigen, allen Angehörigen des Union-Klubs geöffneten Räumen gewöhnlich drei Nächte hindurch derartig gespielt wird, daß schon mehrmals von einzelnen Herren über eine Million Mark hier verloren ward, und daß man am zweiten Abende, wo das Baargeld bereits mangelt, gar nicht selten Rufe hört, wie: „cinquante mille francs au crayon.“* Solidere Leute freilich begnügen sich mit einem Whist oder L'Hombre, der aber immer noch hoch genug ist und an Kartengeld allein ca. 20 M. zu kosten pflegt.

Ein viel erfreulicheres Bild bietet uns das Leben und Treiben an der Alster, welche auf drei Seiten von breiten, mit lauter Palästen besetzten Uferstraßen eingesäumt ist, nämlich im Osten vom Alsterdamm, im Westen vom neuen und im Süden vom alten Jungfernstieg, zu dem auch der in das Wasser herausgebaute Alster-Pavillon gerechnet wird. Von ihm schweift der Blick mit Entzücken über den prächtigen Rahmen dieses blauen Wasserbeckens, das im Norden von der schönen Lombardbrücke begrenzt und unaufhörlich belebt wird von kleinen Dampfern, die jeden für 10 Pf. unter der Brücke hindurch nach der viel größeren und breiteren Außenalster bringen bis zu deren nordöstlichstem Landungsplatze, dem Uhlenhorster Forsthaus. Auf beiden Seiten liegen die schönsten Straßen, aus prachtvollen in Gärten befindlichen Villen bestehend, deren sehenswertheste im Osten konzentrirt sind, wo in dem Uhlenhorst genannten Stadtviertel die reichsten Handelsherren ihre Privatwohnungen haben, die im Innern wie Aeußern ebensoviel Geschmack als Luxus entfalten. Besonders belebt, ja förmlich besäet mit Dampfern und Böten ist die Außenalster im Juli, wenn auf ihr die berühmten Regatten des Allgemeinen Alster-Klubs stattfinden, deren Bahn vom Fährhause in einer Länge von 2000—4000 m durch Bojen abgesteckt ist. Hier konkurriren 6 Hamburger Klubs mit diversen auswärtigen, unter denen der magdeburger regelmäßig vertreten ist, und das reizende Schauspiel lockt stets Tausende von Zuschauern herbei, wobei es an komischen Intermezzos nie fehlt, besonders wenn ein plötzlicher Gewitittersturm ein allgemeines Rennen und Flüchten zum schützenden Lande veranlaßt.

So schön es hier draußen aber ist, den größten Anziehungspunkt bildet doch immer der Hafen, der allerdings in viele Theile zerfällt, von denen der Niederhafen für die Fremden, des Ortes und Seewesens Unkundigen, äußerer Umstände halber der interessanteste ist. Scheut man einen Umweg nicht, so geht man am besten vom alten Jungfernstieg über den Gänsemarkt, an Ehmke's Restaurant vorüber, rechts durch die Dammthorstraße, in der man gleich das schöne Stadttheater betrachten kann, welches 1874 neu eröffnet wurde und für 2000 Personen Raum hat. Die Vorstellungen sind ausgezeichnet, da Direktor Pollini, welcher auch das altonaer Theater leitet, sein Fach nicht nur gründlich versteht, sondern auch ein seltenes Glück in der Auffindung neuer Talente entwickelt. Jetzt läßt er eine junge Sängerin ausbilden, und vor wenigen Jahren erst hat er den Droschkenkutscher Bötel entdeckt, der heute bereits als hochgefeierter Tenorist dasteht — ein Erfolg, welcher für Pollini nicht nur vielfachen Gewinn, sondern noch das besondere Vergnügen mit sich brachte, daß er längere Zeit hindurch nicht mehr den Gänsemarkt passiren konnte, weil bei seinem Anblicke alle Droschkenkutscher sofort zu singen anfingen. Uebrigens sucht Bötel, welcher mit seiner ganzen Familie sehr anständig unterhalten und in allen Wissenschaften unterrichtet wird, noch heute gerne seine alten Kollegen in ihren Kellerlokalen auf, um sie bei „Beer und Käu“ (Bier und Kümmel) von seinen Erfolgen zu unterhalten, bis ihn die Nemesis in Gestalt eines Direktionsboten zur Oberwelt befördert. Jetzt hat Pollini auch das Thalia-Theater von Maurice übernommen und ist dadurch alleiniger Herrscher geworden, weil das Karl Schultze-Theater in St. Pauli nur für Volksstücke im hamburger Dialekt von Bedeutung ist.

Die Hamburger selbst sind für ihre Theater auch sehr eingenommen, können sich sogar dafür derartig begeistern, daß Barnay von jungen Damen der besten Familien feierlich nach Hause begleitet und um einen Kuß gebeten wurde, daß ferner ein Herr R. kürzlich bankerott wurde, nachdem er aus reiner Liebe zur Kunst in 2 Jahren 300,000 M. baar verschwendet und 800,000 M. persönliche Schulden gemacht hatte, unter denen 6000 M. für Bouquets, 8000 M. für belegte Butterbröde u. a. m. figurirten. Als Zeichen seines Beifalls pflegte er der Schauspielerin goldene Ketten zuzuwerfen, und trotz seiner enormen Häßlichkeit gelang es ihm, das Herz zweier ausgezeichneter Künstlerinnen zu gewinnen, weshalb bei dem großen Krach die Hamburger „Reform“ seine Abenteuer in höchst humoristischer Weise erzählte unter dem Titel: „Der moderne Graf von Gleichen, oder der kleine, dicke Kulissenmops, oder der Anti-Adonis“, worauf in 2 Tagen 3 starke Auflagen der betr. Nummer vergriffen wurden, da man in

* „50.000 Francs mit dem Bleistift,“ d. h. die Summe wird auf ein Stück Papier geschrieben und mit dem Namen des Ausstellers unterzeichnet, welcher diesen Ehrenschein im Falle des Verlustes innerhalb 24 Stunden einlösen muß.

Werke kaufe. Das ist Grundsatz bei mir, und von diesem Grundsatz kann ich halt auch bei Ihnen nicht abgehen.“ — „Hm!“ —

Als Goethe diese spaßhafte Unterredung hatte, war er bereits Geheimrath, Minister und Excellenz. E. S.

Literatur und Kunst.

* Von der bekannten, hochbedeutsamen Dichtung: Dreizehnlinden von F. W. Weber (Ferdinand Schöningh in Paderborn und Münster), welche das Glück hatte, binnen wenigen Jahren 24 Auflagen zu erleben und die auch von uns schon in einer längeren Besprechung in Uebereinstimmung mit der gesammten deutschen Presse als eine hervorragende, hochpoetische Leistung anerkannt worden ist, erscheint demnächst eine Jubel-Ausgabe (25. Aufl.) mit einem sehr gelungenen Stahlstich-Porträt des Verfassers, die hinsichtlich der Ausstattung (Roisapapier mit Randeinfassung, Kopflesten, Vignetten, Initialen in Rothdruck) jeden Bilderschmuck entbehrlich macht und etwas exquisites zu werden verspricht. Die Jubel-Ausgabe soll in einem besonders splendiden, stilvollen Einbande erscheinen, worauf wir unsere Leser schon heute aufmerksam machen.

* „Harten Leina.“ Von Heinrich Burmester. Mit einem Vorwort von Karl Theodor Gaedertz. 2 Bde. Berlin, Verlag von Hogge & Fritze. 6 M. Das vorliegende Buch ist ein plattdeutscher Roman, der im Lauenburgischen spielt und demgemäß im Dialekt dieses Ländchens geschrieben ist. Im Vorwort macht uns K. Th. Gaedertz mit dem Verfasser näher bekannt und stellt ihn uns auf Grund früherer Leistungen, die wir nicht kennen, als begabten plattdeutschen Dichter vor. Was „Harten Leina“ betrifft, so geben wir gern zu, daß Burmester plattdeutsch zu schreiben versteht, aber dichterische Qualitäten legt er hier kaum an den Tag. Abgesehen davon, gehört „Harten Leina“ zu denjenigen Darstellungen, in denen einige Personen gar keine Menschen mehr, sondern entweder Engel oder Teufel sind; hier ist der Schulmeister der Engel, der Pastor der Teufel. Tasso sagt bei Goethe: „So fühlt man Absicht, und man ist verstimmt.“ — B.

β Die „Aerztlichen Sprechstunden. Zeitschrift für naturgemäße Gesundheits- und Krankheitspflege,“ herausgegeben von Dr. Paul Niemeyer (Jena, Hermann Costenoble's Verlag) liegen uns in zwei abermaligen Bänden, dem 12. und 13., vor. Dieses für Laien berechnete medizinische Jahrbuch bietet auch in seinen Fortsetzungen unter dem Gewande anziehendster Plauderei in bunter Reihe eine Fülle von Belehrung und Unterhaltung aus allen Gebieten der Heilkunst, diese im weitesten Sinne verstanden, also auch die Hygiene mit eingeschlossen, welcher der Verfasser nach dem Motto „Heilkräfte nicht Heilsäfte“ sogar den Vorrang anweist. Neben einem launigen Kapitel über den „Schneiderkönig“ Jäger und die „Wollenen,“ einer Darstellung von Gambetta's Krankheits- und Todesgeschichte, einer Vertheidigung der Sonntagsruhe, welche Seitenblicke auf die Ueberbürdungsfrage wirft u. s. w.

Rückkehr zu überlassen, als die Pferde unserer beutschen Zam-

zu geben, wird selbstverständlich nur der im stande sein, der mit analytisch-chemischen Arbeiten vollständig vertraut ist und an einen solchen müßte man sich wenden, wenn auf den Nachweis der Anwendung künstlicher Bleichmittel eine gerichtliche Klage wegen Sachbeschädigung 2c. gestützt werden sollte.

In Beantwortung der zweiten Frage, nach den Schutzmaßregeln gegen die schädlichen Wirkungen des Chlors, mögen diejenigen empfohlen sein, deren sich auch im allgemeinen die Industrie bedient, um nachtheilige Folgen der angewandten Bleichmittel, soweit es die chlorhaltigen betrifft, zu verhüten.

Die schädlichen Wirkungen derselben bestehen darin, daß theils freies Chlorgas, theils seine Wasserstoffverbindung, die Salzsäure, auf den Fasern der Gewebe zurückbleiben und diese mehr oder weniger schnell in ihrer Haltbarkeit beeinträchtigen. Gegen diese beiden eben genannten Stoffe, das Chlor und die Salzsäure, müssen sich nun die Schutzmaßregeln richten.

Das noch an den Fasern der Gewebe haftende freie Chlor läßt sich nun unwirksam machen durch ein Präparat, welches schon lange unter dem Namen Antichlor in Gebrauch ist; es ist seiner chemischen Zusammensetzung nach unterschweligsaures Natrium, stellt ein schön krystallisirtes Salz dar, wird fabrikatorisch aus den Rückständen der Sodaindustrie gewonnen und kostet in Drogenhandlungen per kg 30 Pf. Statt des genannten unterschweligsauren Natriums ist auch schweligsaures und saures schweligsaures Natrium empfohlen worden.

Außer dem freien Chlor ist es, wie wir schon erwähnten, seine Wasserstoffverbindung, die Salzsäure, welche den Gewebefasern sehr nachtheilig ist. Als Gegenmittel ist Soda anzuwenden.

Will man also im Haushalte das Möglichste thun, um die Wäsche gegen die schädlichen Nachwirkungen chlorhaltiger Bleich- und Waschmittel zu schützen, so lasse man dem eigentlichen Waschprozeß sogleich ein zweimaliges Brühen mit reinem Wasser folgen, das erste mal unter Zusatz von unterschweligsaurem Natrium, das zweite mal unter Zusatz von Soda, und wasche zuletzt mit reinem Wasser aus. Ein Universalmittel ist das freilich auch nicht und bewährt sich nur dann, wenn die Bleichmittel nicht zu konzentrirt angewendet wurden. B.

* * *

* Ueber Mehlprüfungen schreibt Prof. F. Nobbe in Biedermann's Centralbl.: Die Backfähigkeit eines Mehles ist bedingt durch dessen Klebergehalt und die Elastizität des Klebers. Die Menge von feuchtem Kleber, wie sie durch sorgfältiges Auswaschen von Weizenmehl gewonnen wird, schwankt zwischen 15 und 40 Proz. Selten sind Weizenmehle, die überhaupt keinen Kleber auswaschen lassen. 28 Proz. ist ein guter Mittelgehalt. Je weniger elastisch der Kleber ist, desto geringer ist die Backfähigkeit des Mehles. Ein gewisser Mittelwerth zwischen Klebermenge und Elastizität des Klebers ist der schätzbarste. Das ungleiche mechanische Verhalten von Kleber aus verschiedenen Mehlen beruht wahrscheinlich auf einem wachsenden Mengenverhältniß der einzelnen, den Kleber konstituirenden Stickstoffverbindungen, von denen das Gliadin (Pflanzenleim) und Mucedin (Pflanzenschleim), auch das Glutencasein (Pflanzenkäsestoff), rein dargestellt, von hoher Elastizität und ohne Zweifel die Träger der beregten Eigenschaft im ausgewaschenen Kleber sind, während das Glutenfibrin nach den Untersuchungen von Ritthausen sehr brüchig ist und eher eine negative Wirkung im Teige ausübt; das Pflanzeneiweiß scheint beim Auswaschen des Klebers in Lösung zu gehen. Verf. weist darauf hin, daß es bei einiger Uebung möglich ist, von zwei Mehlproben gleicher Art eine annähernd gleiche Menge Kleber von genügend übereinstimmender Elastizität zu extrahiren, wenn für das Endresultat eine gewisse kleine Latitude als zulässig gestattet wird. Mit Hilfe des Aleurometers (Klebermessers) vermag man dann die Elastizität des Klebers zu bestimmen. Ein kleiner „Backcylinder“ von Messing wird mit 7 g ausgewaschenen Klebers beschickt, in einen weiteren Cylinder, der in einen Kupferkessel (Oelbad) hinabtaucht, eingesetzt und der Kleber bei einer Temperatur von ungefähr 200° C. 20 Minuten lang gebacken. Nach Maßgabe seiner Elastizität entwickelt hierbei der Kleber eine sehr verschiedene Steighöhe und liefert einen cylindrischen Körper, dessen Volumen ein gutes Maß für die Dehnbarkeit (Backfähigkeit) des Klebers abgiebt. Verf. hat die Brauchbarkeit der Methode durch viele Versuche bestätigt gefunden und empfiehlt die Einführung derselben in die Arbeitsstätten der Versuchsstationen.

2 Vertreiben des Maulwurfes ohne dessen Tödtung. Um dieses für die Landwirthschaft nützliche Thier aus dem Garten, in dem es Unheil anrichtet, zu vertreiben, ohne es zu tödten, wendet L. Buchsbaum, Lehrer in Mannheim, nach den „Neuesten Erfindungen und Erfahrungen“ folgendes Mittel an: Wenn ein Maulwurf in seinem Garten gestoßen hat, wird der Hügel alsbald beglichen, in die Laufröhre ein mit Petroleum oder Steinkohlentheer getränkter Lappen gesteckt und die Oeffnung mit Erde geschlossen. Der starke Geruch des Petroleums oder Theers vertreibt den Maulwurf alsbald und er kommt an dieser Stelle nicht mehr zum Vorschein. Zieht er sich nun in einen anderen Theil des Gartens, so wird dort ebenso verfahren, und nach wenigen Tagen hat der Wühler den Garten verlassen. Auf diese Weise vertreibt man den Maulwurf da, wo er lästig wird, ohne ihn in seiner nützlichen Wirksamkeit auf weiteren Gebieten zu beschränken oder gar durch unverständiges Tödten ihn derselben zu entziehen.

† Die Vertilgung der Kohlweißlinge. Gegründet auf die Entwickelungs- und Lebensweise der Kohlweißlinge wird denselben seit dem Jahre 1877 in der Gemarkung Kassel alljährlich schon im Frühjahr nachgestellt, nicht, wie dies früher der Fall war, erst im Herbst. Dieselben erscheinen nämlich im Jahre zweimal und zwar, je nach der Witterung, im April und Mai zum erstenmal und dann wieder im Nachsommer bis zum Herbst hinein. Weil nun diejenigen Schmetterlinge, welche im Nachsommer fliegen, die unmittelbaren Nachkommen von denjenigen sind, welche im Frühjahr da waren, und weil die Anzahl dieser letzteren eine viel geringere ist als die von jenen, so liegt es auf der Hand, daß, je mehr Thiere von der Frühlingsgeneration weggefangen werden, desto weniger im Nachsommer und Herbst erscheinen können, daß also das Wegfangen im Frühjahr am vortheilhaftesten ist. Dies ergiebt sich aus folgender Betrachtung. Ein Kohlweißlingsweibchen, sowohl von denjenigen, welche im Frühjahr, als auch im Nachsommer fliegen, legt nach zahlreichen Beobachtungen von Entomologen über 100 Eier. Nimmt man nun der Kürze wegen die runde Zahl 100 an, welche ein Weibchen im Frühjahr ablegt, so würden aus diesen 100 Eiern bei günstigen Witterungsverhältnissen ebensoviel Raupen und aus diesen dieselbe Anzahl Schmetterlinge hervorgehen. Wären ferner unter diesen letzteren nur 50 Weibchen, von denen jedes wieder 100 Eier legte, so betrüge die Nachkommenschaft jenes ersten Weibchens im Nachsommer 5000 und von 10 Frühlingsweibchen 50,000 Raupen. Wer also auf seinem Terrain im Frühjahr nur 10 Weibchen gefangen hat, der hat im Nachsommer und Herbst 50,000 Fresser weniger an seinen Kohlpflanzen. Das Vertilgen der Frühlingsgeneration hat sich denn auch vollständig bewährt; der Raupenfraß an den Kohlarten ist bedeutend geringer geworden. Deswegen darf jedoch die Verfolgung der Schmetterlinge nicht aufhören. Wie bisher soll auch in diesem Jahre das Abliefern gefangener Kohlweißlinge in der Gemarkung Kassel prämiirt werden. Für je 10 Puppen werden 8 Pf., für je 10 weibliche Weißlinge 8 Pf. und für je 10 männliche 4 Pf. gezahlt.

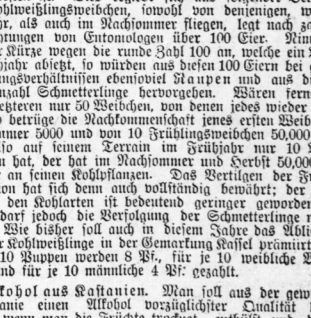
* Alkohol aus Kastanien. Man soll aus der gewöhnlichen Roßkastanie einen Alkohol vorzüglichster Qualität herstellen können, wenn man die Früchte trocknet, enthülst und dann mit Wasser abkocht. Diese wässerige Lösung enthält Zucker. Die gekochten Früchte werden zerquetscht und mit dem Absud der Gährung überlassen. Aus 100 Liter Kastanien erhält man gegen 8 Liter Alkohol. Die Rückstände eignen sich zu Viehfutter und zu Düngezwecken.

Schach.

Redigirt von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 106.

Von Dr. A. Decker in Molschleben bei Gotha.



(6 + 7 = 13.)

Weiß zieht an und setzt im 3. Zuge matt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18850524064/fragment/page=0002

meisten unserer Pferdebahn-Gesellschaften vom Ardenner nicht viel wissen wollen; man giebt dem Dänen, Holsteiner, Hannoveraner, ja selbst dem leichteren ostpreußischen und polnischen Pferde häufig den Vorzug.

In älterer Zeit müssen die Ardenner rascher, gängiger gewesen sein; denn sowohl in Belgien, wie am Rhein und in Süddeutschland wurden diese Pferde für den Postdienst stets gesucht. Für den sehr schweren Zug kann man den Ardenner heute nicht empfehlen; er steht in seinen Leistungen hinter den brabanter und flandrischen Pferden zurück. Zu den Erntefuhren in den bergigen und felsigen Landstrichen seiner Heimath und des westlichen Theiles unserer Rheinprovinz, sowie auch zu den leichteren Feldarbeiten ist der Ardenner ganz geeignet.

Man findet jetzt in verschiedenen Distrikten Belgiens einen Pferdeschlag, welcher aus der Kreuzung des alten Ardenner Landschlages mit dem schweren Zugpferde von der Mehaigne und aus Brabant hervorgegangen ist, und der jetzt großen Beifall im Auslande findet. Es wird von diesen Kreuzungsprodukten gesagt, daß sie wohlgelungene Thiere darstellten und ungleich mehr Zugkraft, als die alten Ardenner besäßen; auch rühmt man ihnen Mäßigkeit, Härte und Ausdauer nach.

Die Futteransprüche aller größeren belgischen Pferde sind nicht geringe; man rechnet pro Tag auf einen Centner Lebendgewicht $^3/_4$ kg Körnerfutter und $^1/_2$ kg Heu. — Hafer bildet in Belgien das Hauptfutter, doch soll es auch viele Zuchtplätze geben, wo Erbsen, Bohnen, Mais in ansehnlicher Menge verfüttert werden; an einigen Orten wird auch ziemlich viel Roggenkleie den Pferden gereicht. Hr. von Nathusius theilt uns mit, daß die mittelgroßen Ardenner (mit ppr 500 kg Lebendgewicht) täglich 4 kg Hafer, 1 kg Roggenkleie und stets hinreichendes Rauchfutter von guter Qualität als tägliches Futter erhielten. Man hat unserem Gewährsmanne in Belgien gesagt, daß für die schwersten Arbeitspferde täglich 10 kg, selbst ausnahmsweise mehr, Heu gerechnet würden. — Der Roggenkleie wird bei der Pferdefütterung in Belgien stets der Vorzug vor der Weizenkleie gegeben. Das Heu wird größtentheils zu Häcksel geschnitten oder es scheint als Ausnahme zu gelten, wenn Stroh und Strohhäcksel verfüttert wird.

Ueber die Aufzucht der belgischen Fohlen lauten die Berichte der Reisenden nicht immer günstig; so z. B. sagte man uns, daß die jungen Thiere nach dem Absetzen in enge Stallungen gesperrt würden, welche oftmals elende, unreinliche, schlecht gelüftete Räume wären, und nur selten kämen die armen Thiere an das Tageslicht. Dagegen scheint man in Belgien ein besonderes Gewicht darauf zu legen, daß die Fohlen möglichst lange, gewöhnlich 4—5 Monate, bei der Mutterstute verbleiben. Diese wird aber nur wenige Tage vor und nach dem Geburtsakte mit der Arbeit verschont. Das Fohlen marschirt gewöhnlich mit der Mutter auf das Feld oder läuft neben der Karre mit auf die Heerstraße.

Man hat im Ardenner Zuchtgebiete mehrfach die Beobachtung gemacht, daß die meisten jungen Thiere, welche gleich nach dem Absetzen in andere bessere Gegenden kommen, wo man sie reichlicher, kräftiger ernährt, als in ihrer Heimath, sie auch größer und stärker werden, ohne dabei von ihren sonstigen guten Eigenschaften, die ihnen angeboren sind, etwas einzubüßen.

Wir haben auf unserer Reise durch Belgien die Bemerkung gemacht, daß fast an allen Orten des Landes der Gebrauch herrscht, die jungen Pferde zweispännig zur Arbeit anzulernen und zwar gewöhnlich schon im Alter von zwei Jahren. Man sieht dort häufig Thiere, welche in diesem Alter bereits einen ziemlich schweren, mit Dünger beladenen zweirädrigen Karren hohe Berge hinauf ziehen müssen; es ist dieses jedoch ein Verfahren, welches wir nicht loben können und man darf sich hiernach nicht wundern, wenn manches vierjährige Pferd aus jenem Lande zu uns kommt, welchem der aufmerksame Landmann sofort ansehen kann, daß solche Thiere schon etwas struppirt erscheinen. Im allgemeinen dürfen wir den belgischen Pferden nachsagen, daß sie seltener an Knochenfehlern und schlechten Hufen leiden, als die Thiere der dänischen Rasse. Ebenso muß noch erwähnt werden, daß fast alle Pferde Belgiens eine große Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse, ungünstiges Wetter 2c. zeigen und in der Regel ein gutes Temperament besitzen. Wir nennen dieselben ohne Bedenken fromm und gutmüthig und scheuen uns nicht, sie viel eher einem jungen, noch unerfahrenen Burschen oder Knechte zur Führung zu überlassen, als die Pferde unserer deutschen Landrassen.

Schließlich wollen wir an dieser Stelle noch mittheilen, daß man in Belgien für die Ausbildung tüchtiger Hufschmiede schon seit langer Zeit Sorge getragen hat; es sind dort schon vor 15 und 20 Jahren bestimmte Lehrkurse für junge Hufschmiede eingerichtet, die theils an der Thierarzneischule in Brüssel, andrerseits in verschiedenen Ortschaften der einzelnen Landbezirke von fachkundigen Thierärzten abgehalten wurden, und heutigen Tags findet man in jenem Königreiche manchen tüchtigen Hufschmied, der es bezüglich seiner Leistungen mit den Engländern wohl aufnehmen kann.

Wie schützt man sich gegen die schädlichen Folgen der Anwendung des Chlors beim Waschen und Bleichen?

Für die betreffenden Industriezweige (Bleichereien, Papierfabrikation 2c.) war es seiner Zeit eine Beobachtung von größter praktischer Tragweite, als man im Chlor einen Stoff von energisch bleichenden Eigenschaften entdeckte, der in ebenso viel Stunden mehr leistete als man vorher in Wochen hatte erreichen können. Seitdem sind eine beträchtliche Zahl von Chlorpräparaten dargestellt und empfohlen worden. Zunächst für die Zwecke der Industrie bestimmt, haben diese Präparate, in denen direkt oder indirekt schließlich das gefährliche Chlorgas das reinigende und bleichende Prinzip ist, dann auch im Haushalt eine ziemlich ausgedehnte Anwendung gefunden, zum Schrecken vieler Hausfrauen, welche ihre Wäsche unter Anwendung chemischer Bleichmittel viel schneller zu Grunde gehen sehen, als das sonst der Fall ist. Selbstverständlich sind deshalb derartige Präparate von gewissenhaften Hausfrauen längst in Bann und Acht erklärt, doch bleibt der Schaden nicht immer aus, weil in vielen Fällen die mit dem Waschen betraute Person in einem unbeobachteten Augenblicke, angesichts der großen Ersparniß an Zeit und Mühe, das verpönte Bleichmittel doch in Anwendung bringt. Aus solchen Uebelständen ergeben sich nun zwei für den Haushalt wichtige Fragen: 1. Kann man leicht nachweisen, ob ein Bleichmittel angewendet worden ist? und 2. Wie kann man sich gegen die schädlichen Wirkungen derselben schützen?

Es wird genügen, diese beiden Fragen nur in Hinsicht auf Chlorpräparate kurz zu beantworten, weil diese unter den bekannteren Bleichmitteln nicht allein die gefährlichsten, sondern auch die im Haushalt gebräuchlichsten sind. Insonderheit ist es der allbekannte Bleichkalk oder Chlorkalk, welcher schon in Anbetracht seiner Billigkeit und leichten Zugänglichkeit wohl die ausgedehnteste Anwendung bei der „chemischen Wäsche" des Haushaltes findet.

Was die erste Frage anbetrifft den Nachweis zu erbringen, ob ein Chlorpräparat (meist Chlorkalk) heimlich zur Mitwirkung beim Waschen herangezogen worden ist, so läßt sich dieselbe leider nur in einer den Wünschen der Hausfrau wenig entsprechenden Weise beantworten. Sollte es nämlich nicht möglich sein, für den Fall, daß das Waschen im Hause selbst stattfindet, den Zusatz eines Chlorpräparates an dessen charakteristischem Geruch zu erkennen, so bleibt für jemanden, der mit der Anstellung chemischer Proben nicht genau vertraut ist, kaum etwas anderes übrig als zu versuchen, ob das Waschwasser, in welchem man ein Chlorpräparat vermuthet, gewisse blaue Pflanzenfarben verändert. Bringt man eine Probe dieses Wassers in ein Glasröhrchen* (ein sog. chemisches Probirröhrchen) und setzt einige wenige Tropfen Lacmus-Tinktur hinzu, so würde ein Uebergang der blauen Farbe in Roth, oder ein Verschwinden der Farbe es in hohem Maße wahrscheinlich machen, daß ein Chlorpräparat resp. dessen Umwandlungsprodukt (Salzsäure) sich im Waschwasser befindet. Die Wahrscheinlichkeit würde nahezu zur Gewißheit werden, wenn sich eine andere Probe des durch einen Tropfen Indigolösung blaugefärbten Waschwassers beim Kochen in den oben erwähnten Glasröhrchen über einer Spiritusflamme entfärbt. Ein Waschwasser wird jedenfalls als verdächtig anzusehen sein, wenn es die angedeuteten Farbenveränderungen bewirkt.

Eine präzise Antwort auf obige spezifisch chemische Frage

* Die zu solchen kleinen Proben erforderlichen Glasröhren (Reagensgläser) und Farbstoffe sind leicht und billig zu haben, z. B. bei Hrn. Sohnde, Drogen-Handlung, Gr. Steinstraße.

Hamburg bei ungezügelter Redefreiheit eine witzige chronique scandaleuse mehr als anderswo liebt und kultivirt.

Bald hinter dem Stadttheater wenden wir uns links und kommen durch herrliche Anlagen, welche an Stelle der alten Festungswerke getreten sind, zum Millernthor, wo sich das höchst sehenswerthe Panorama der in Kairo einziehenden Mekka-Karawane befindet, durch welches man erst ein richtiges Bild von Kairo und der angrenzenden Wüste erhält. In wenigen Minuten erreicht man, sich südlich an der Grenze von St. Pauli entlang wendend, in das auf der Höhe des steilen Ufers gelegene Hotel von Wietzel, von dessen Garten man einen entzückenden Blick auf die Norderelbe genießt. Ihr breiter Wasserspiegel ist geschmückt mit einem Walde von Masten, von denen Flaggen aller Nationen uns grüßen, Schiffe kommen und gehen, kleine Dampfer und Gollen kreuzen unaufhörlich umher und vermitteln den Verkehr mit der gegenüberliegenden, von nautischen Anlagen jeder Art bedeckten Insel Steinwärder, und tief zu unseren Füßen herrscht am Uferquai ein emsiges Treiben, welches ganz besonders lebhaft wird, sobald sich ein transatlantischer Steamer einer der drei großen Landungsbrücken für Dampfschiffe naht. Hier befinden sich auch unter uns die Anlagen der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft, welche 1847 mit einem Kapital von 45,000 M. gegründet ward, das nun auf 22 Mill. M. gestiegen ist, während an Stelle der ursprünglichen 3 Segelschiffe jetzt 22 See-, 7 Flußdampfer und 17 Leichterfahrzeuge getreten sind. Das Personal beträgt 2000 Menschen, und unter den Anlagen sind der 1882 eröffnete Pier oder Landungsplatz in Hoboken (New-York) sowie die daselbst 1883 fertig gestellten neuen Docks mit Recht weltberühmt.

Vortrefflich eingerichtet sind die Schiffe,* von denen das neueste, die „Hammonia", einen geradezu fabelhaften Luxus aufweist, sodaß ihre Besichtigung (Billets dazu giebt es am Eingange für 30 Pf.) höchst lohnend ist; interessanter freilich noch ist das Leben und Treiben, welches sich vor der Abfahrt eines solchen Schiffes entwickelt, besonders wenn viele Auswanderer mitfahren, die einen halb rührenden, halb lächerlichen, immer aber anziehenden Anblick darbieten. Viele von ihnen kommen leider betrunken an Bord, wie denn überhaupt „Dunität" als bestes Schutzmittel gegen alle Gefahren der Seereise auch von Gebildeten oft gepriesen wird, welche sich in nüchternem Zustande gewöhnlich erst in Blankenese oder Kuxhafen auf das Schiff begeben.

Weiter nach Osten schließt sich der Niederhafen für Segelschiffe an, von welchem tief in das Land die Dampfschiffshäfen einschneiden mit ihren Doppel-Quais, deren bedeutendste der Dahlmann- und der Kaiser-Quai sind. Hier herrscht ein unaufhörliches, geschäftiges Leben, da außer den kleineren Dampfern auch die großen Guinea-Fahrer von Woermann, Gaiser und Laiisz, die australischen Schiffe Slomans und die Steamer der nach Südamerika fahrenden Kosmos-Linie an diesen Quais löschen und laden. Schienengeleise lassen die Güterwagen bis hierher fahren und ungeheure Dampfkrähne heben die Waaren aus ihnen direkt in die Schiffe hinüber mit so großer Schnelligkeit, daß ein Steamer in zwei Tagen voll befrachtet wird, wofür er freilich auch 1000 M. pro 24 Stunden zahlen muß. Das Löschen der Ladung dagegen geschieht häufig auch vom Schiffe aus durch seine eigenen Krähne in breite Flußfahrzeuge, die Ewer, oder in die ungeheuren, am jenseitigen Ufer stehenden Speicher, deren einer bei 18,000 qm Lagerfläche 15,000,000 kg Tragfähigkeit hat und mit Hilfe seiner hydraulischen Krahn-Anlagen die größten Lasten ebenso rasch als leicht aus den Schiffen empor oder in die Schiffe herab befördert. Am interessantesten ist es, sich auf diesen Quais umherführen zu lassen durch einen wirklichen Hamburger, da diese Herren Nationalität und Charakter jedes Schiffes auf den ersten Blick ebensogut anzugeben wissen wie aus der Verpackung der Ballen und Kisten deren Inhalt. Kann man dabei auf einen eben anlangenden transatlantischen Steamer kommen, so genießt man einen höchst originellen Anblick durch das sofort beginnende bunte Gewimmel von Menschen, unter denen sich besonders Agenten und Händler hervorthun, die den Matrosen ihre mitgebrachten Raritäten an leblosen wie lebenden Dingen zu Spottpreisen eiligst abkaufen, z. B. graue Papageien für 4—6 M., während deren sonstiger Preis in Hamburg 15—25 M. ist.

Empfehlenswerth ist es, mit einer Jolle zwischen all' diesen Schiffen hindurch bis nach St. Pauli zurück und von dort gleich nach Blankenese zu fahren, dessen Schönheiten ja schon oft hochgepriesen sind. Am besten macht man die Tour mit einer Droschke bis zu Jacob in Nienstedten, genießt dort wie bei Lagebiel in Blankenese die entzückende Aussicht über den herrlichen Strom, erfreut sich an den prachtvollen Villen und fährt später mit einem der kleinen Dampfboote flußaufwärts zurück; hat man dabei das Glück, eine bengalische Beleuchtung der Elbufer anzutreffen, wie sie mitunter stattfinden, so genießt man einen wirklich feenhaften Anblick, der ewig unvergeßlich bleibt.

(Fortsetzung folgt.)

* Merkwürdigerweise haben die „Dichterschiffe" das meiste Unglück gehabt. „Schiller" ging an den Scilly-Inseln unter, nachdem Kapitän Schwensen eben seine 100. Fahrt glücklich beendet hatte, „Herder" an der amerikanischen Küste, „Gellert" und „Wieland" erlitten Havarie, und jetzt wird „Lessing" vermißt. Man befürchtet bei „Lessing" eine ähnliche Katastrophe wie mit der „Cimbria" — ein Unglück, dessen Bedeutung man im Binnenlande kaum ermessen kann.

---

finden wir eine sehr lesenswerthe Abhandlung über die Chirurgie für's Haus, die sich mit Bedeutung und Heilung der so zahlreichen geringfügigen und manchmal doch nicht unbedenklichen kleinen Verletzungen befaßt. Der andere Band verbreitet sich über das Ganze von der Cholera, ihre Verhütung u. s. w., ferner über die Ergebnisse der hygienischen Ausstellung zu Berlin, über Heiserkeit und Husten und anderes.

* Aus der Fluth der jetzt erscheinenden literarischen Publikationen über die Kolonisationsfrage macht sich eine Broschüre bemerklich, die zwar nicht sehr umfangreich, wohl aber inhaltlich äußerst interessant ist. Dieselbe betitelt sich „Die Deutschen als Kolonisatoren in der Geschichte" von Dr. H. Simonsfeld, mit einem Vorwort von Prof. Dr. Franz v. Holtzendorff in München (Preis 1 M., Verlag von J. F. Richter in Hamburg). Der gelehrte Verfasser zeigt hierin in kurzen prägnanten Zügen, gleichsam aus der Vogelschau, welchen bedeutsamen Antheil die Deutschen von Alters her an den Kolonisationsbestrebungen der europäischen Völker genommen haben und wir können uns durch dieses in den engsten Rahmen gefaßte Höchst anziehende Geschichtsgemälde genau über den historischen Verlauf der seit dem Mittelalter von Deutschland ausgegangenen Kolonialbewegungen orientiren. Die Lektüre dieser Broschüre ist anregend und belehrend und wir empfehlen dieselbe allen denen, welche sich für die jetzt so brennend gewordene Kolonialfrage interessiren; es wird jeder Leser etwas daraus lernen und Nutzen für seine Urtheilsfähigkeit in dieser Sache ziehen. Daß der berühmte Völkerrechtslehrer Franz v. Holtzendorff die Broschüre durch ein Vorwort einführt, giebt derselben besonderen Werth und Anspruch auf Beachtung.

sn. Was Ihr wollt! Ein Blatt für das deutsche Haus. Herausgegeben von Ernst Otto Hopp. Verlag von Friedrich Nonnemann, Berlin. Vierteljährlich 1 M. — Es scheint, als ob diese neue, von dem Landläufigen so völlig abweichende Wochenschrift festen Fuß fassen werde, was für das lesende Publikum nur ein gutes Zeugniß wäre. Die Zeitschrift bringt weder „spannende" Romane, noch Illustrationen, ohne welche man sich ein Unterhaltungsblatt, das für weitere Kreise bestimmt ist, kaum vorstellen kann; aber die Fülle kleinerer Erzählungen auf sittlicher Grundlage, die zahlreichen Artikel über die verschiedensten Gegenstände aus allen Gebieten des Wissens sind eben wohl geeignet, das Interesse zu fesseln und „Was Ihr Wollt!" zu einem Hausfreunde zu machen. Es zeigt sich hier, was ein guter Gedanke und eine umsichtige, erfahrene Leitung werth sind; das Blatt könnte übrigens ebensogut „Was Ihr sollt!" heißen, denn es lehrt, was das große Publikum eigentlich lesen und woran es Geschmack finden sollte. In den vorliegenden 18 Wochennummern ist der Inhalt stets trefflicher geworden und es wäre sehr erfreulich, wenn diese Zeitschrift in immer weitere Kreise der Gebildeten Eingang fände. Sehr hübsches, sinniges und zum Nachdenken anregendes enthalten oft auch die jede Nummer beschließenden „Sozialen Plaudereien."

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18850524064/fragment/page=0003

Aus dem Waldleben.

Geldsorgen.

Gebeugten Hauptes saß der Amtsrath Gräbau in seinem Kassenzimmer vor seinen Rechnungsbüchern. Hin und her berechnete er die ihm zustehenden Tantièmen, die er von den Summen zu kürzen berechtigt war, doch nirgends fand er einen Rest, den er noch sein nennen konnte, und sein Sohn Bruno verlangte Geld und immer stürmischer Geld. Fern noch lag der Termin zur Gehaltserhebung, während der zu des Sohnes Examen mit Riesenschritten näher rückte.

Sorgenerfüllt fuhr der alte Mann mit der Hand über den kahlen Schädel. Hatte ihn schon der Berufswechsel des Sohnes schwer beunruhigt, so stieg seine Besorgniß um den Ausfall des Examens mit jedem Tage, denn nie sah er seinen Bruno studiren, um sich in das erwählte Fach einzuarbeiten, nie sah er ihn sich einer ernsten Beschäftigung hingeben.

Ganz andere Gefühle erfüllten die Mutter. Noch immer gab sie sich inbetreff des Sohnes den hochfliegendsten Erwartungen hin. Nie vergaß sie, wie sie in ihrer Jugend durch ihre bestrickende Schönheit Erfolge errang, die an kleinen Fürstenhöfen jungen Mädchen, die nicht von Familie sind, versagt zu bleiben pflegen. So erhielt ihr Vater, der ein geschickter Sattlermeister in der kleinen Residenz war, den Titel eines Hofwagenbaumeisters lediglich durch die Gunst, welche seine schöne aber auch hochmüthige Tochter genoß. Jetzt wollte sie diesen Zauber für ihr Ebenbild, für ihren schönen Sohn, von neuem geltend machen, ohne aber daran zu denken, daß dreißig im Ehestande zurückgelegte Lebensjahre der Frauenschönheit nicht wenig Eintrag thun, und daß so mancher einflußreiche Mund, der sie damals bewunderte, jetzt zu ewigem Schweigen geschlossen war.

Von allen ihren vornehmen Verehrern hatte sich freilich keiner entschlossen, der bürgerlichen Sattlerstochter die Hand zum Ehebunde zu reichen — selbst dann noch nicht, als der Vater zum Hofwagenbaumeister erhoben war. An Gunst fehlte es aber nicht, und so wurde denn dem Schreiber Gräbau, der nur schüchtern zu der schönen Eva aufzublicken wagte, in einer entfernten Provinzialstadt eine einträgliche Stellung und der Amtsrathstitel verliehen und so die Möglichkeit geschaffen, der Angebeteten die Hand bieten zu können.

Aenderungen in der Verwaltung hatten Gräbau's Versetzung nach Wiberungen erforderlich gemacht. Hier in dem alten romantischen Schlosse, in dessen Räumen einst hochberühmte Grafengeschlechter hausten, hier fühlte sich seine Gattin einigermaßen an dem Platze, der ihrer Meinung nach ihr als Dame von Stande gebühre. In diesen Korridoren längs der Zimmerreihen mit ihren Flügelthüren und tiefen Fensternischen, in diesen Zimmern selbst, duldete die Frau Amtsräthin nicht den geringsten Makel, ja lieber nahm sie selbst Bürste und Wischtuch zur Hand, wie wir es bereits gesehen haben, als daß sie dem Dienstmädchen die Besorgung dieser Gemächer anvertraut hätte.

Nur das Kassenzimmer, in welchem der Amtsrath fast ununterbrochen arbeitete, betrat sie selten. Dort verkehrten zu oft Geschäftsleute und Bauern, die wohl gar ihre qualmenden Pfeifen nicht ausgehen ließen und eine Atmosphäre schufen, die der Frau Amtsrath ein Greuel war. Zum Glück führte eine steinerne Wendeltreppe direkt vom Hofe aus zur Kasse. Niemand, der mit dem Amtsrathe Geschäfte abzumachen hatte, war genöthigt, die peinlich sauber gehaltenen Räume zu betreten.

Diesen baulichen Verhältnissen verdankte es der Beamte, daß er hier, von seiner Familie nicht gestört, arbeiten und sinnen konnte, denn, wie schon gesagt, seine Gattin verirrte sich höchst selten in die Werkstatt der lebendigen Rechnenmaschine, wie sie oft spottend ihren Mann zu tituliren pflegte.

Die Sorge für Instandhaltung dieses Zimmers gehörte zu Minna's, des Hausmädchens, Obliegenheiten, und so war es möglich geworden, daß eine Spinne ihr kunstreiches Netz in der Fensternische aufspannte, um den Fliegen aufzulauern, die sich in die zarten, fast unsichtbaren Gewebe verirrten und verwickelten. Einem solchen Vorgange folgten heute die Augen des alten Herrn. Soeben flog eine Fliege von seinem Arbeitstische auf, gerade hinein in das Gewebe. Ob die Liebe zum Licht stärker war als die Sehkraft der tausend Augen der Fliege — wer wollte das entscheiden? — genug, sofort umstrickten die zarten und doch festen Fäden die Füße des unglücklichen Insekts, während das unabwendbare Schicksal in Gestalt einer mordlustigen Spinne herbeieilte und seine Beute mit unwiderstehlicher Gewalt festhielt, um ihr den Lebenssaft auszusaugen.

Glich das Schicksal der Fliege nicht auf ein Haar dem seinigen? war nicht auch er gefesselt in den Ketten der Gattin und der Kinder, die ihn dem Untergange entgegen führten? Wieder, wie fast täglich, liefen Rechnungen für Sohn und Tochter ein, die er bezahlen sollte und — nicht konnte.

So grübelte der Amtsrath, als leichte Tritte die Wendeltreppe heraufhüpften und ihn aus seinen trüben Gedanken aufrüttelten. Mit fast unglaublicher Behendigkeit zog er den Schlüssel von der eisernen Geldkiste und barg ihn in seine Tasche, denn es war der ihm wohlbekannte Schritt seines Sohnes, der den Vater nur dann im Büreau aufsuchte, wenn er Geld haben wollte.

„Nun Papachen," sprach Bruno, „wie steht es? Willst Du mir heute das Geld zur Büchsflinte geben?"

Der Amtsrath blickte den Sohn mit maßlosem Staunen an. „Zur Büchsflinte?" frug er.

„Nun ja, zur Büchsflinte! Ich sagte es Dir ja neulich schon. Ich will damit hinaus zum Oberförster, um ihm durch meine Fertigkeit im Schießen zu imponiren und nur beiläufig darauf hinwirken, daß er meine Hilfe bei der Rechnungsführung in Anspruch nimmt. Mit dem altmodischen Vorderlader, der in meiner Stube hängt, lege ich keine Ehre ein."

„Vorwände!" brummte der Vater vor sich hin. „Es ist die hübsche Bertha die Dich hinaus zieht."

„Nun ja! die Bertha ist ein ganz nettes Mädel!" meinte der Sohn. „Aber sie hat kein Geld — und Geld ist die Haupt- und das Mädel die Nebensache. Was sich die Leute wohl einbilden! Ich mache ihr nur den Hof, um den Alten herum zu kriegen!"

Der Amtsrath schüttelte den Kopf. „Ich habe kein Geld zu unnöthigen Dingen!" sagte er ärgerlich.

„Kein Geld Papachen? so sagst Du immer. Ich brauche noch mehr, so viel als möglich."

„Soviel als möglich!" echote der Vater seufzend. „Das beweisen die vielen unbezahlten Rechnungen. Woher soll ich alles Geld nehmen?" „Das laß Dich nicht kümmern, Väterchen! Wenn ich erst die rechte Hand des Oberförsters sein werde, bist Du aller Sorge enthoben." „Die wirst Du nie werden! Jetzt so kurz vor Deinem Examen? das geht nicht!" entschied der Alte bestimmt.

„Inbetreff des Examens? o dafür ist mir nicht bange! das besorgt alles die Mama!"

„Dein Examen? Die Mama?"

„Nun ja! durch ihren Einfluß! ihre Protektion! Geld freilich brauche ich auch dazu, um nicht schüchtern auftreten zu müssen, wie ein armer Schlucker. Bei solchen Gelegenheiten darf man nicht geizen und muß vorsichtig an alles denken. Aber heute gieb mir das Geld zur Büchsflinte!"

„Nein! sprach laut und bestimmt der Vater," klappte geräuschvoll sein Hauptbuch zu und durchmaß mit eiligen Schritten in größter Erregung sein Kassenlokal.

„Ist das Dein letztes Wort?" frug der Sohn, in dessen Augen ein unheimliches Feuer aufleuchtete nach kurzem Zaudern, „nun wohl! dann helfe ich mir selbst! und die Folgen davon magst Du tragen!" Sprachs und warf mit heftigem Schlage die Thür ins Schloß, daß es weithin durch den alten Bau dröhnte.

* * *

Beim Tagesgrauen erhob sich der Forstaufseher Friedrich von seinem Lager, um den vom Oberförster erwarteten Hasen auf dem Frühanstande zu erlegen. Dichter, fast undurchdringlicher Nebel lagerte in den Thälern, während das Himmelsgewölbe in reiner Bläue glänzte und einen schönen heitern Tag in Aussicht stellte. Auf denselben Platz, wo er gestern abend den Oberförster im Anstandsloche für einen Wilddieb hielt, durfte sich Friedrich natürlich nicht begeben, denn die Hasen wählten sich infolge des gestrigen Fehlschusses gewiß einen

anderen Weg ins Holz, wenn sie, von den grünenden Saaten gesättigt, in den bergenden Waldschutz zurückkehrten.

Einzelne Lerchen stiegen empor, ihr Morgenlied singend, und eine Schaar Krähen suchte auf dem gestern frisch gepflügten Felde nach Larven und Erdwürmern. Dann flatterten sie auf und in geringer Höhe weiter einem neuen Atzungsplane zu, so daß sie einer schwarzen Wolke gleich im Nebel vorüber zogen. Der Nebel bewirkt die eigenthümliche Täuschung, daß in ihm alle Gegenstände größer erscheinen als sie in Wirklichkeit sind. Es gehört ein geübtes Jägerauge dazu, in solchem Falle Kaninchen nicht für Hasen anzusehen. Indeß Friedrich besaß ein geübtes Jägerauge. Er ließ die kleinen Höhlenbewohner weiter äßen und schoß nicht eher, als bis ein wirklicher Hase ihm schußrecht kam. Ein Schuß erdröhnte — der Hase machte einen Purzelbaum, und der glückliche Schütze konnte mit seiner Beute der Oberförsterei zueilen. Daß daheim seine besorgte Wirthin die gefüllte Kaffeekanne bald warm, bald kalt stellte — daran dachte er nicht. Vielmehr wurde er erst daran erinnert, als ihm aus der Küche der Oberförsterei ein duftender Kaffeegeruch entgegen strömte und Anna neugierig den Kopf durch die Thürspalte steckte, um zu erforschen, welche schwere Männerschritte sich schon so früh im Flur hörbar machten, während der Kaffee, im Filter von kochendem Wasser übergossen, langsam in die Kanne tropfte. Am Küchentische stand Hedwig, die Sahne abschöpfend, die zur Butterbereitung bestimmt war und fingerdick die saure Milch überzog.

„Guten Morgen, Herr Friedrich!" riefen beide Mädchen dem Jäger entgegen. „Ei wie schön ist es, daß Sie uns einen Hasen bringen! wie wird sich die Mutter freuen! Bitte legen Sie ihn hierher in die Küche," bat Hedwig. Anna aber, ohne ein Wort zu sagen, goß, wie selbstverständlich, eine Tasse Kaffe ein und reichte sie dem Eingetretenen, welcher, schon an solche Freundlichkeit gewöhnt, das Dargebotene mit Dank und ohne Ziererei annahm.

„Nun aber," sprach Hedwig, sich die Hände abtrocknend, „nun kommen Sie mit hinauf ins Bureau, Mama schläft noch, Papa aber arbeitet schon fleißig, denn wir haben jetzt viel zu thun."

Wir? — es klang dieses wir recht sonderbar von den Lippen des jungen Mädchens — aber Friedrich wußte bereits, wie fleißig und geschickt sie dem Vater half, und so folgte er der mit dem Kaffeezeug voraneilenden Tochter nach.

„Papa!" rief sie dem Vater zu, indem sie für ihn den Kaffee eingoß, „Papa, Herr Friedrich bringt uns soeben den Hasen, den Du gestern abend beinahe gewilddiebt hättest!"

Das war nicht die Art und Weise, wie ihm „der Pastor" Rudorf's älteste Tochter geschildert hatte. War sie auch ernster als die muthwillige Anna, so war sie auch fünf Jahre älter als diese. In ihrem Auge spiegelte sich ein froher, fast scherzender Ausdruck über Friedrich's Jagdglück.

„Ich könnte Sie beneiden!" sagte der Oberförster, „die Jugend hat stets mehr Glück als alte Leute! — Aber froh bin ich doch, daß Sie mich gestern abend aus Ihrer kräftigen Umarmung losließen und mir nicht das Gewehr abpfändeten!"

Er lachte, so sprechend, recht aus Herzensgrunde.

„Ein Spaß war es, in dieser, mit Arbeit überbürdeten Zeit," setzte er hinzu. „Meine arme Hedwig muß arbeiten wie ein bezahlter Schreiber, denn allein schaffe ich es nicht — besonders jetzt nicht. Der Oberforstmeister nebst Forstmeister werden übermorgen zur Revierbereisung und Kassenrevision hier eintreffen. Bis dahin ist noch manches zu erledigen. Logiren werden die Herren diesmal zwar in Wiberungen im Gasthofe zum Schwan, weil sie meine leidende Frau nicht belästigen wollen, aber die Alten müssen in Ordnung und zur Hand sein."

Fast kam es Friedrich vor, als wünsche der Oberförster Schreiberhilfe. Er faßte sich das Herz, seine Dienste anzubieten, und wirklich hatte er das Richtige herausgehört. Sein Anerbieten wurde freundlich angenommen und er mit den nöthigen Instruktionen versehen.

„à propos!" sprach der Oberförster, „was macht Fischler? Sucht er vielleicht seine Büchsflinte?" Dabei deutete er mit dem Finger nach dem Gewehrschranke, in welchem sie hing.

„Ich habe ihn nicht wieder gesehen!" antwortete Friedrich und vertiefte sich alsbald in die ihm übertragene Arbeit.

Land- und Hauswirthschaft.

Die Viehzucht im Königreich Belgien.

II.

Die Pferdezüchtung in den Ardennen, oder — wir wollen lieber sagen — in denjenigen Provinzen des Landes, wo Pferde unter dem Namen „Ardenner" aufgezogen werden, erfreut sich seit alter Zeit eines guten Rufes und es wird von verschiedenen Zootechnikern behauptet, daß man in jenes Zuchtgebiet mehrfach orientalische Hengste geführt habe, um die alte Landrasse zu veredeln. — Im ardennischen Bodengebiete zählte man 1866 (nach H. v. Nathusius) nicht weniger als 16,302 Pferde nebst 491 Eseln und Maulthieren, und es soll daselbst in den letzten Jahren — infolge großer Nachfrage — die Zahl der Pferde jener Rasse nicht unerheblich zugenommen haben.

Der Ardenner gehört zu den kleinsten Pferden des Königreichs; seine Höhe schwankt zwischen 1,50 und 1,60 m (Galgenmaß). In all den Ortschaften, wo die Thiere in der Regel nicht besonders gut gefüttert werden, sieht man sehr häufig ausgewachsene Pferde, welche unter 1,50 m stehen. — Wir müssen hier ausdrücklich bemerken, daß bei der verhältnißmäßig großen Breite der Ardenner, wie der meisten anderen belgischen Pferdeschläge, zumal bei der großen Stärke unter dem Widerrist und der kräftigen Muskulatur der Schultern, der Unterschied zwischen Band- und Galgenmaß sehr erheblich erscheint und bei allen Höhenangaben wohl zu berücksichtigen ist.

Die Ardenner haben sehr oft einen hübschen, scharf geschnittenen Kopf mit ziemlich starken Ganaschen, und es sind uns häufig Thiere dieses Schlages vorgekommen, welche in der Form ihres Kopfes an den Orientalen erinnerten. Man sieht jedoch auch manchen häßlichen Kopf bei diesem Schlage, der sogar bisweilen in den sog. Schweinskopf ausartet. Ihr meist kurzer Hals ist dick und gewöhnlich mit einer starken Mähne dicht bewachsen; die Schultern sind in der Regel steil, aber nicht allzu kurz zu nennen. Die Brust der Thiere ist breit, der Widerrist eher niedrig als hoch. Viele dieser Pferde sind hinten höher als in der Widerristpartie, mithin überbaut und dazu meistens kurzbeinig. Selbst solche Pferde, welche von den sachverständigen Hippologen Belgien's als bessere und beste Exemplare der fragl. Rasse bezeichnet und auf den Ausstellungen prämiirt werden, sind oftmals in der Kruppe viel höher als am Widerrist.

Prof. Leyder giebt an, daß fast bei allen Siegern auf der letzten großen Weltausstellung in Brüssel (1880) ihre Höhe vom Ellenbogenbein des sog. Oberarmes bis zur Erde geringer als die senkrechte Brusthöhe gewesen sei. — Ihre Rippen erscheinen eher kurz als lang; deren Aufwölbung müssen wir meistens ungenügend nennen; auch finden wir bei dieser Rasse leider oftmals einen etwas zu tiefen Rücken. — Die meist abschüssige Kruppe mit dem tief angesetzten Schweife trägt nicht dazu bei, den Ardenner-Pferden ein besonders schönes Aussehen zu verleihen, macht sie im Gegentheil häufig unansehnlich, ja sogar häßlich. Der Schwanz ist nicht immer schlecht angesetzt und wird auch zuweilen leidlich gut getragen. Ihre ziemlich kurzen Fesseln sind gut und der Huf ist nicht platt zu nennen; es sind uns viele Thiere dieser Rasse vorgekommen, von welchen wir mit vollem Rechte sagen konnten, daß sie einen guten derben Huf besaßen.

In der Färbung des Deckhaares unterscheidet sich der Ardenner in keiner Weise von den übrigen Rassen und Schlägen Belgien's, und man darf durchaus nicht sagen, daß bei denselben eine besondere Haarfarbe vorherrschte. Wenngleich uns viel Schimmel aus dem Ardenner-Gebiet zugeführt werden, so kann man doch nicht behaupten, daß dort mehr weiß- als dunkelhaarige Pferde aufgezogen würden.

Der Schritt des quäst. Pferdeschlages ist gut, der Trab aber etwas langsam, und dieser erscheint häufig etwas schwerfällig; aus diesem Grunde erklärt es sich auch, daß die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18850524064/fragment/page=0004